

Abschlussbericht

Das Beit Ganim (Bogrim) ist ein Heim für acht Autisten im Alter von 29 bis 54 Jahren. Autisten, welche als *high-function* kategorisiert werden, da sie größtenteils selbstständig sind. Sie sagen Guten Tag, merken sich deinen Namen und brauchen mehr Beschäftigung als Pflege. Meine Autisten sind weniger isoliert, als beziehungsorientiert, und das Leben in ihrem Zuhause gestaltet sich bunt: Meine Aufgaben im Haus Bogrim waren Wäsche waschen, abwaschen, kochen, das Duschen einer Autistin, das Abholen vom *Meital*, der Tagesstätte, sowie das Beschäftigen der *Chaverim*, indem wir mit ihnen malen, singen, puzzeln, oder einfach nur in gebrochenem hebräisch miteinander reden. In diesem Heim findet ein sogenanntes *personal Mentoring* statt, was soviel bedeutet wie, dass jedem Arbeiter und jedem Volontär (der dazu bereit ist), ein Autist zugeteilt wird um den er sich intensiver kümmert, indem z.B. einmal im Monat ein Ausflug macht. Direkt zu Beginn meines Volontariats stellte sich heraus, dass ich eine besondere Beziehung zu M., einer 40jährigen Autistin habe. Zum einen da sie desöfteren, bedingt durch manische Depression, weint, und es braucht zur Beruhigung in den Arm genommen zu werden, damit ihre Verwirrung abnimmt, und sie aus ihrem Gefühlschaos wieder herauskommt. Musik beruhigt sie ungemein, und da wir das beide sehr mögen, gelang es mir schnell eine Beziehung zu ihr aufzubauen. Zum Anderen, kann ich sie gut händeln, auch wenn sie aggressiv wird. Auf einer meiner ersten Fahrten vom Meital zum Hostel, durfte ich die Bekanntschaft mit einer weniger kindlichen und schwachen Seite von ihr machen. Sie hatte sich in meinen Haaren festgekrallt, riss sie mir aus, und zog meinen Kopf gegen den Sitz und schrie, während die Worker mich Stück für Stück aus ihrem Griff befreiten. Allerdings gelang es mir gut mit dem Schock des Übergriffs umzugehen. Ich würde sogar behaupten, dass mir gerade diese negative Erfahrung am Anfang geholfen hat die Aufmerksamkeitsspanne meiner Arbeit zu definieren. Ich wusste wozu die Friends fähig sind und konnte somit einfacher mit ihnen umgehen, denn die Risiken waren analysiert und eingeordnet. Die Herausforderung der Einarbeitungsphase lag also nicht darin sich an das Verhalten der Autisten zu gewöhnen, sondern vielmehr darin meinen Platz im Hostel zu finden und einen Blick dafür zu bekommen welche Arbeit getan werden muss. Ob es das Aufräumen der Zimmer, das Spülen oder Toilette putzen, das T-Shirt wechseln, oder das Mundabwischen war; „Behandle die Friends so, wie du selbst behandelt werden möchtest, pflege sie so, wie du dich pflegst.“. Das sagte mir meine Shiftplanerin zu Beginn, wenn ich ein wenig hilflos im Hostel stand und nicht wusste wohin mein Blick zu richten war. Wie das so ist, fällt einem erst auf was für Dinge gemacht werden müssen, wo Pflege von Außen nötig ist, wenn sie nicht mehr selbstverständlich sind. Wenn man sie nicht mehr nur aus Gewohnheit tut, sondern auf einmal für andere tun muss. Im Hostel gibt es nicht unbedingt klare Absprachen was die Aufgabenverteilung angeht. Das ist von Worker zu Worker unterschiedlich. Es handelt sich auch hier um Gewohnheitsabläufe, allerdings solche die dem fremden deutschen Auge erst chaotisch und unkoordiniert erscheinen, vielleicht weil wir von vornherein andere Abläufe und Strukturen inszenieren würden. Wie so vieles in Israel heißt es auch während den Schichten „*learning by doing*“. Das israelische Arbeiten ist nicht wie das deutsche, dennoch funktioniert es genauso gut auf seine Weise.

Das Beit Ganim bekommt eine Sozialarbeiterin zur Seite gestellt, welche sich (gemeinsam mit unserer Chefin) sehr um unser Wohlergehen bemüht. Sie arrangierte regelmäßig *personal Meetings*, wo sich nach der Arbeit, unserer emotionalen Balance und der WG erkundigt wurde. Außerdem ist sie wirklich 24/7 erreichbar, und wenn in der Wohnung etwas fehlt handelt sie sofort es möglich ist. Das dann trotz mehrfachen Nachfragen manche Dinge nicht in einem kurzen Zeitraum kamen (Lampen, eine funktionierende Duschbrause, ein neuer Besen, etc.) lag dann aber eher daran, dass die meisten Dinge bestellt waren und eher die israelische Logistik versagte, als die

Handlungsfähigkeit unserer Ansprechpartner. Trotzdem war es für uns sechs Volontärinnen eine sehr unangenehme Situation als wir zwei Monate ohne Herd, oder Kochplatte leben mussten, und der bestellte Herd einfach nicht kam. Doch in Israel lernt man, dass wenn man wirklich etwas braucht eine Menge Leute, gerade Betreuer und Arbeitskollegen, ihre Hilfe zur Verfügung stellen, und man selber spontan wird und Alternativen findet. Nudeln und Kartoffeln kochen sich auch im Ofen gut – man braucht nur mehr Geduld als sonst. Wenn es dann nämlich wirklich ernst wurde, wie z.B. im Winter wo uns das Wasser in der Wohnung an den Wänden herunterlief, jeder Abstellplatz in der Wohnung zum Wäscheständer umfunktioniert wurde, und es einfach sehr kalt war, wurden uns zwei Heizkörper gebracht; Heizlüfter, Termoschals und sogar Wärmflaschen. Vielleicht war es immer noch nicht genug im Verhältniss zum Kälteeinbruch, aber dennoch ausreichend. Ansonsten sind Geduld und Erfindungsreichtum Eigenschaften die hier trainiert werden.

Unsere Chefin ist bemüht immer pünktlich das Geld zu geben, sogar so sehr, dass sie eine bessere Deutsche wäre als ich. Sie ist sehr strukturiert, organisiert, und hat das Hostel leitungstechnisch im Griff. Das Einzige was nicht pünktlich arrangiert wurde, neben einem Fortbildungskurs zum Umgang mit aggressivem Verhalten der Friends, war ein Sprachkurs. Er war geplant zu beginnen als wir Neuvolontäre dazustießen, und begann drei Monate nach meinem Arbeitsbeginn. Alles was wir dort lernten, waren Dinge die wir aus dem Alltag schon wussten. Wir hätten sie zu Beginn gebraucht, und nicht in der Mitte. Allerdings haben wir die hebräisch Grundlagen um auf der Arbeit zu kommunizieren mit oder ohne Sprachkurs gelernt, und das ist das Wesentliche.

Die Zusammenarbeit mit den Workern gestaltete sich, wie angemerkt zu Beginn schwieriger, da ich es schwierig fand meinen Aufgabenbereich auf der Arbeit zu definieren. Allerdings wurde ich dazu ermutigt Fragen zu stellen, meine Augen zu öffnen für das was die Anderen tun, und nochmal: Fragen zu stellen. Denn sobald man seine Sinne für Aufgaben und Nöte öffnet, werden sie geschult und geschärft. Die Gewohnheit kommt dann mit der Zeit dazu. Ich wurde ausreichend betreut und ausreichend versorgt. Sogar mehr, ich staune über die Herzlichkeit und das beziehungsorientierte Arbeitsklima selbst unter Kollegen. Die Arbeit war nicht nur Arbeit, es war ein Zusammenleben, eine Familie, die sich umeinander kümmert, mit dem Fokus darauf, den Chaverim das Leben leichter zu machen, und sie in ihrer Welt und Wahrnehmung zu unterstützen.

Ich hatte erwartet die Herausforderungen in anderen Bereichen erwartet. Die Arbeit hatte ich mir deutlich weniger entspannt und wesentlich anspruchsvoller vorgestellt; ich erwartete Autisten mit Panikattacken, Angststörungen und einen körperlicheren Einsatz am Arbeitsplatz. Das alles ist in Ansätzen vorhanden, allerdings dominiert die Wohnzimmeratmosphäre. Ja, wir kämpfen teilweise mit den Friends, und sie benötigen unsere Unterstützung, wenn sie sich in ihrer Verwirrung verlieren, doch die meiste Zeit über gestalten wir Arbeiter und Volontäre ein Zuhause für sie. Mein Hostel ist in der Hinsicht auch besonders; erstmals, weil es ein einzelnes Haus ist, ohne Krankenhausgeruch und mit offener Küche, und zweitens, weil meine Friends selbstständiger sind als die in anderen Hostels, welche auch deutlich mehr Volontäre benötigen. Das Meiste können meine Chaverim alleine tun, und brauchen nur Unterstützung, und Hilfestellung.

Außerdem erwartete ich, dass mir das Einfinden in die Arbeit allein durch die Sprachbarriere schwerer fallen würde. Doch auch hier überraschte mich, das sanfte Einfinden. Dadurch, dass meine WG-Schwestern mich über alles aufklärten, mir immer und immer wieder die Abläufe erklärten, und auch meine Worker mich stets auf englisch unterstützten, indem sie übersetzten und mir Vokabelhilfe gaben, gelang mir der Einstieg recht einfach. Zeit und Gewohnheit tun dann den Rest. Die Menschen hier können besser englisch als erwartet, und wie sich herausstellte, war es gut, dass ich besser englisch konnte, als ich dachte das es von Nöten wäre.

Ich hatte ehrlich gesagt in jeglicher Hinsicht mit mehr Grenzerfahrung gerechnet, und fand mich in einem zunächst chaotischen Alltag wieder, in welchem es aber dennoch angenehm war sich einzugliedern.

Um ehrlich zu sein, war ich zur Bewerbungszeit berührt von der Vision, welche Hagoshrim hat. Ich mochte die Brückenbau-Metapher, und empfand sie als von gütiger Wichtigkeit. Doch nun, nach

einigen Monaten aktivem Dienst, habe ich das gar nicht so wirklich vor Augen. Doch das ist ganz gut so, denn so ist dieses Bild von meinen Augen in mein Herz gerutscht. Ich finde den Dienst nicht mehr nur einfach toll, sondern kann mich damit identifizieren. Und das ist wesentlich wertvoller.

Als wir im Oktober auf dem Begegnungsabend auf die Altvolontäre trafen, hatte ich mich auch nicht drauf eingestellt, dass wir sagenhaft unterschiedlichen Mädchen uns so sehr ans Herz wachsen würden. Ich hatte weniger intensive Freundschaften erwartet, und bin zum Glück nun mit dem Gegenteil beschenkt. Aber so etwas lässt sich auch nicht voraussetzen oder planen, das man vom Singulardenken ins Pluralfühlen gelangt. Ich empfand es als recht einfach in eine bestehende WG zu kommen, zumal sie „nur“ seit drei Monaten existierte. Auch das Zimmerteilen hat sich als positive Erfahrung herausgestellt. Man teilt nun einmal alles. Und durch die Mädchen, durfte ich vieles lernen, erfahren, ausprobieren. Wir haben teilweise in unserer morgendlichen Pause ewig geredet, gelacht und diskutiert, und philosophierten über unsere doch sehr unterschiedlichen Paradigmen und Glaubenseinstellungen. Um ehrlich zu sein, wäre ich dem Infragegestelltwerden zu Beginn lieber ausgewichen. Doch es hat geholfen um sein eigenes Weltbild klarer zu definieren und die eigene Gottesbeziehung zu stärken. Vielfalt ist Bereicherung, ein Anstoß zum Neuformulieren und immer herausfordernd. Jetzt weiß ich, dass ich eigentlich gar nicht so viel Ahnung habe, wie ich dachte, aber dass das allerdings unabhängig davon ist wie man Glauben bzw. Beziehung lebt. Wissen bereichert, es kommt dazu, definiert aber nicht wer ich bin, geschweige denn wer Gott ist. In unserer damaligen Sechser-WG haben wir das miteinander und aneinander erleben dürfen, und ich kann es nur als Bereicherung sehen, in einer christlichen Gemeinschaft gewohnt und gelebt zu haben, wo wir alle aus verschiedensten Kontexten kamen. Denn nicht der Kontext hat uns schlussendlich vereint, sondern unsere Beziehung zu unserem gemeinsamen Vater.

Als dann nach sechs Monaten der spontane Abschied kam, saß uns wohl allen ein dicker Klos im Hals. Das Claudia und Lydia mit und für uns gebetet haben war wesentlich in dieser Umbruchszeit.

Die zweite Wohngemeinschaft, mit uns zwei Hinterbliebenen, Lea und mir, und den beiden Neuen, war definitiv anders. Es war in der Hinsicht schwierig, weil man sich sehr schnell auf komplett neue Menschen einstellen musste, mit anderen Eigenschaften und Gewohnheitsstrukturen. Auf einmal wurde Fragen gestellt, wo wir Alten aus reiner Gewohnheit keinen Blick mehr für hatten. Doch auch zwei Monate später hat man einander wieder mehr kennen und schätzen gelernt. Gerade für die Beziehung zwischen meiner Mitbewohnerin und mir, war das gut. Wir haben uns nochmal anders kennengelernt, sind neu zusammengewachsen und unsere Freundschaft hat an Tiefe gewonnen. Gott hat uns zusammengeführt, und sich als geduldiger Lehrer erwiesen. Ich möchte sie und ihre vollkommen andere, aber unheimlich faszinierende und bereichernde Art zu denken nicht missen, und es ist gut, dass wir beide in einer WG geblieben sind. Die vielleicht unterschiedlichsten Charaktere der Gruppe.

Prinzipiell war die Volontärgemeinschaft mit den „Hagos“, echt schön. In einem fremden Land ist es gut Leute an seiner Seite zu haben, mit denen man Erfahrungswerte teilt. Auf dem ersten Seminar kannten wir uns alle noch nicht ganz so gut, waren vorsichtig, und es haben sich Grüppchen gebildet (was ein vollkommen verständlicher und normaler Prozess ist). Und zwischen diesem und dem Wüstenseminar haben wir uns sehr lieb gewonnen, es gab auf einmal kein „Alt-“ und „Neuvolo“ mehr.. Wir haben uns wirklich kennengelernt, und gemerkt, dass uns gar nicht so vieles unterscheidet. Die Zeit in Sde Boker, war eine unheimlich schöne Gemeinschaftserfahrung. Auf dem letzten Seminar, in Latrun waren wir im Vergleich eine sehr kleine Gruppe. Allerdings war das umso intensiver und auch intimer, was vor allem damit zusammenhing dass wir keine einander Fremde mehr waren, und nun nicht mehr nur auf zwischenmenschlicher Ebene gut miteinander konnten, sondern vor allem eine gemeinsame geistliche Beziehung hatten. Man wusste, wie die anderen ticken. Anders und bereichernd.

Gerade am Anfang hatte ich den Eindruck unsere Mitarbeiterinnen vor Ort wären nicht genug präsent, und hatte auch nicht den Eindruck es würde sie über unser prinzipielles Wohlbefinden auf der Arbeit hinaus interessieren wie es uns geht, und wo wir geistlich vielleicht auch stehen. Ich habe mir mehr klare Linien gewünscht, Statements mit denen man sich auseinandersetzen konnte, mehr geistlichen Input, damit wir lernen und differenziert damit auseinander zu setzen.

Andererseits muss ich sagen, dass sie genau das in vielerlei Hinsicht gemacht haben. Es war für mich nicht unbedingt immer sichtbar, aber dennoch weiß ich, dass sie immer hinter uns standen. Das Kind muss nicht immer verstehen was die Eltern tun, das stimmt, aber ich glaube es ist immer wichtig, dass ihm erklärt wird wie das Leben funktioniert, und warum Sachen gemacht werden die gemacht werden. Wir Volontäre sind in einem Alter und in einer Lebensphase in der viel Wandel, Umbruch und auch Neuorientierung und Festigung geschieht, und gerade dort brauchen wir Ansprechpersonen die uns die richtigen Fragen stellen und uns helfen unseren eigenen Weg zu finden. Nicht jemanden, der uns alles vorkaut, sondern jemand der uns beibringt mit den Informationen umzugehen. Ich sehe, dass unsere Mitarbeiter vor Ort sich darin wesentlich verändert haben. Auf dem ersten Seminar, herrschte viel Überforderung und es war viel was in den Raum gestellt wurde wo wir nicht immer Zeit und Möglichkeit hatten es zu reflektieren. Auf dem zweiten und dritten Seminar war das wesentlich anders. Auch in den wöchentlichen Hauskreisen hat sich die Beziehung zu ihnen verändert. Auf einmal war Beziehung da. Ich weiß, dass ich mich im Ernstfall immer 100 prozentig auf sie verlassen kann, sie handeln schnell und überlegt, und bringen wirklich alles vor Gott. Im Frühjahr musste ich zum Zahnarzt, und hab in dieser Phase festgestellt, dass ich, wenn ich denn zu ihnen gehe, und ein Anliegen habe, niemals vor verschlossenen Türen stehe. Das ist ein großer Pluspunkt wenn ich daran denke, dass man ohne Organisation eigentlich sehr auf sich alleine gestellt ist. Bei uns Volontären war immer jemand da. Ich wünsche mir trotzdem vor allem weiterhin, dass Hagoshrim transparent arbeitet, und auch dass uns Volontären die Vorgänge, auch organisatorischer Art erklärt werden. Es ist gut zu sehen, dass auf unser Fragen reagiert wird.

In den Hauskreisen Dienstags hätte ich mir allerdings weniger informative Vorträge gewünscht, auch wenn es immer interessant war, sondern mehr für die Seele. Denn vor allem wenn man aus einer stressigen Arbeitswoche kommt und vielleicht am nächsten Tag Frühschicht hat, ist es gut, dass man nicht über einen längeren Zeitraum mit Informationen abgefüllt wird. Aber im Großen und Ganzen habe ich es immer genossen, die Jerusalemer Volontäre einmal die Woche zu treffen und sich in Gemeinschaft auszutauschen. Auch die weiteren Angebote, wie zusätzliche Seminare, und Gottesdienste in Latrun, waren super.

Ich würde Neuvolontären empfehlen viele Fragen zu stellen. Antworten kommen. Und wenn man etwas immer noch nicht versteht sollte man noch einmal fragen. Israelis sind da sehr locker und unkompliziert. Wenn es Probleme oder Mängel gibt, dann sollte man sich beständig, und direkt an seine Chefs wenden, und auch keine Angst davor haben ihnen auf die Nerven zu gehen. Man tut niemandem einen Gefallen damit, wenn man sich immer wieder sagt: „Ach das wird schon, sie denken vielleicht später daran“. Außerdem vergessen Shiftplanner und Chefs gerne manchmal was. Nicht unbedingt aus böser Absicht, aber einfach weil es in den Hintergrund rückt, und Volontären nicht unbedingt immer die Priorität sind (es sei denn es ist ein echter Notfall). Es ist wichtig sie immer wieder zu erinnern, und auch für seine Rechte einzutreten. Man darf hier auch „Nein“ sagen. Wobei man es natürlich auch nicht übertreiben sollte und bei jedem kleinen Mangel akribisch penibel sein, und sich aufregen. Deswegen: Am Besten ehrlich sein, mit ihnen und sich selber, sich nicht ausnutzen lassen, aber auch im Bewusstsein haben, dass man zum dienen hier ist, und manchmal zurückstecken von Nöten ist, weil die Volontäre hier wirklich gebraucht werden. Desweiteren habe ich es als festigend empfunden selbstständig, und unabhängig von der Vologruppe in Gemeinden zu gehen. Es ist wirklich nur positiv sich eine Glaubensgemeinschaft zu suchen, um einen neuen Blick auf das Ganze zu bekommen, und eine neue Perspektive einzunehmen. Man wird unheimlich herzlich mit in die Gemeinschaft hineingenommen. Ansonsten sollte man wissen, dass alles seine Zeit braucht, und man sich die auch ruhig nehmen darf. Zeit zum Ankommen, Zeit zum Kennenlernen, Zeit zur Begegnung und Zeit für sich. Diese Momente, Stunden und Wochen hier waren einzigartig, aber man darf immer wissen, mit Gott geht es auch großartig weiter.

„Jedes Ereignis, alles auf der Welt hat seine Zeit: Geborenwerden und Sterben, Pflanzen und

Ausreißen, Töten und Heilen, Niederreißen und Aufbauen, Weinen und Lachen, Klagen und Tanzen, Steinewerfen und Steinesammeln, Umarmen und Loslassen, Suchen und Finden, Aufbewahren und Wegwerfen, Zerreißen und Zusammennähen, Reden und Schweigen, Lieben und Hassen, Krieg und Frieden. Was also hat der Mensch davon, dass er sich abmüht? Ich habe erkannt: Gott legt ihm diese Last auf, damit er schwer daran zu tragen hat. Für alles auf der Welt hat Gott schon vorher die rechte Zeit bestimmt. In das Herz des Menschen hat er den Wunsch gelegt, nach dem zu fragen, was ewig ist. Aber der Mensch kann Gottes Werke nie voll und ganz begreifen. So kam ich zu dem Schluss, dass es für den Menschen nichts Besseres gibt, als sich zu freuen und das Leben zu genießen. Wenn er zu essen und zu trinken hat und sich über die Früchte seiner Arbeit freuen kann, ist das allein Gottes Geschenk. “ - Prediger 3,1-13

Mit einen herzlichen *Toda*,
Alexandra Kaemper.